

Donnert, Erich

Die Reorganisation der Berliner Akademie der Wissenschaften und Christian Wolff zu Beginn der vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts

Sborník prací Filozofické fakulty brněnské univerzity. C, Řada historická.
1980, vol. 29, iss. C27, pp. [107]-115

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/102784>

Access Date: 28. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

ERICH DONNERT

DIE REORGANISATION DER BERLINER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND CHRISTIAN WOLFF ZU BEGINN DER VIERZIGER JAHRE DES 18. JAHRHUNDERTS*

Unter dem Regime König Friedrich Wilhelms I. war die Berliner Akademie nur mühsam vorangekommen. Daß kein Stillstand eintrat und die Arbeiten nicht vollends versandeten, war nicht zuletzt das Verdienst des Präsidenten der Sozietät, Daniel Ernst Jablonskis, der sein Amt 1733 angetreten hatte und bis zu seinem Tode am 25. Mai 1741 ausübte. Er, der sich bereits neben Leibniz große Verdienste bei der Einrichtung der Brandenburgischen Sozietät erworben hatte und von Anfang an als Gründungsmitglied eine umfangreiche Tätigkeit entfaltete, nahm als Gelehrter einen geachteten Platz in der europäischen Wissenschaft ein, auch wenn er den universalen Ideen von Leibniz nicht zu folgen vermochte. Neben Jablonski waren jedoch auch andere tüchtige Gelehrte am Werk, unter ihnen der Philologe und Naturforscher Johann Leonhard Frisch, der sich ebenfalls bis zu seinem Tod im Jahre 1743 bedeutende Verdienste um die Pflege der Wissenschaften an der Berliner Akademie erwarb. Schließlich ist auch der ständige Sekretär der Akademie, der Jurist Philippe Joseph de Jaries, zu nennen, der seit 1733 dieses Amt versah und gleichzeitig als Vorsitzender des französischen Obergerichts in Berlin wirkte. Seiner Umsicht war es in hohem Maße zu danken, daß die Leibnizsche Sozietät ihre Fortführung in der Anfang der vierziger Jahre in Erscheinung tretenden neuen Königlichen Akademie der Wissenschaften erfahren konnte. Es war somit keineswegs verwunderlich, daß die akademischen Miszellaneen sich in der gelehrten Welt großen Ansehens erfreuten und bedeutende Wissenschaftler des Auslands es sich zur Ehre anrechneten, die Mitgliedschaft der Berliner Sozietät zu erwerben.

Freilich, von einer blühenden Gelehrtensozietät und einem aufstrebenden Wissenschaftszentrum des preußischen Staates konnte unter Friedrich Wilhelm I. keine Rede sein, dazu waren die Zustände, die an der Societas Brandenburgica herrschten, nun doch zu armselig. Die um die Mitte des

* Auszug aus einer in Vorbereitung befindlichen Arbeit, die sich mit der Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jh. beschäftigt.

Jahrhunderts auch in Preußen immer spürbarer werdende veränderte Gesellschaftssituation, in deren Gefolge den aktuellen Erfordernissen Rechnung getragen werden mußte, stellte auch Friedrich II., der seinem Vater im Jahre 1740 als König von Preußen nachfolgte, vor neue Aufgaben, denen selbst Friedrich Wilhelm I. sich in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr gänzlich zu entziehen vermocht hatte.¹ Dabei erlangte der Umstand Bedeutung, daß das Wissenschaftsverständnis des neuen Monarchen erkennbar von den Gedankengängen der französischen Aufklärung beeinflußt war und dem deutschen Rationalismus Leibniz-Wolffscher Prägung im Laufe der Zeit immer weniger Platz eingeräumt wurde. Mit dieser Sachlage verknüpft war auch Friedrichs reservierte Haltung gegenüber der Leibnizschen Sozietät, die von ihm als eine überholte, alte Wissenschaftseinrichtung empfunden wurde, die einer neuen Akademie Platz machen mußte. Hierbei fehlte es dem neuen Preußenkönig nicht an hochfliegenden Plänen. Es ging Friedrich II. um nichts weniger als um die Einrichtung einer zentralen Wissenschafts- und Forschungsinstitution von europäischem Rang nach dem Vorbild der Akademien zu London und Paris. In diesem Sinne hatte er sich bereits als Kronprinz in einem Brief an Voltaire geäußert. Um der Verwirklichung dieses Ziels näherzukommen, war es nicht zuletzt notwendig, die großen Gelehrten, deren man hierfür bedurfte, für eine Tätigkeit an der Berliner Akademie zu gewinnen. Dies erwies sich allerdings, wie bald deutlich werden sollte, als nicht so leicht.

Damit auf das engste verknüpft war auch die Frage nach der Schaffung der materiellen und wissenschaftsorganisatorischen Voraussetzungen für eine neue Akademie von europäischer Größenordnung und Attraktivität. Hierbei konnte das Problem nicht umgangen werden, was aus der alten, von Leibniz inaugurierten und von Jablonski weitergeführte Brandenburgischen Sozietät werden sollte. In dieser Hinsicht taten gründliche Über-

¹ Als wichtige Arbeiten und Studien zur Geschichte der Berliner Akademie der Wissenschaften in der zweiten Hälfte des 18. Jh. seien genannt: A. Harnack, *Geschichte der Königlichen Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Bd. 1 (1. Hälfte), Berlin 1900, S. 245 ff; Bd. 2, Berlin 1900, S. 243 ff (= Harnack); *Die Registres der Berliner Akademie der Wissenschaften 1746–1766. Dokumente für das Wirken Leonhard Eulers in Berlin*. Hg. von E. Winter, Berlin 1957 (= Winter, Registres); H.-H. Müller, *Akademie und Wirtschaft im 18. Jh. Agrarökonomische Preisaufgaben und Preisschriften der Preussischen Akademie der Wissenschaften*, Berlin 1975; H. Eichler, *Die Preussische Akademie der Wissenschaften zwischen 1740 und 1812 unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für die Entwicklung der gewerblichen Produktivkräfte*. Phil. Diss. A (Masch.). Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin 1974; W. Krauss, *Entwicklungstendenzen der Akademien im Zeitalter der Aufklärung, in: Studien zur deutschen und französischen Aufklärung*, Berlin 1963, S. 41–52 (= Krauss, Entwicklungstendenzen); L. Hammermayer, *Akademiebewegung und Wissenschaftsorganisation. Formen, Tendenzen und Wandel in Europa während der zweiten Hälfte des 18. Jh.*, in: *Wissenschaftspolitik in Mittel- und Osteuropa. Wissenschaftliche Gesellschaften, Akademien und Hochschulen im 18. und beginnenden 19. Jh.* Redaktion H. Ischreyt, (West-) Berlin 1976, S. 1–84 (= Hammermayer, Akademiebewegung). Kurze Abrisse des genannten Zeitabschnitts der Akademiegeschichte finden sich auch in den Werken von W. Hartkopf, *Die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ein Beitrag zu ihrer Geschichte*, Berlin 1975; W. Hartkopf, G. Dunken, *Von der Brandenburgischen Sozietät der Wissenschaften zur Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Berlin 1967; G. Dunken, *Die Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin in Vergangenheit und Gegenwart*, Berlin 1958.

legungen not, und es machte sich eine eingehende Bestandsaufnahme der Gegebenheiten erforderlich. Dieses Verlangen äußerte König Friedrich II. in seiner Order vom 6. Juni 1740, in der er um einen ausführlichen Bericht über die Beschaffenheit der Fonds und der Einrichtungen der Sozietät bat. Der Rapport, der von Minister Viereck bereits am 9. Juni 1740 erstattet wurde, war insgesamt recht kritisch gehalten. In ihm wurde zwar darauf verwiesen, daß die Mitgliederzahl im Vergleich zum Jahre 1712 von 110 auf 161 gestiegen war, „in der Qualitaet aber dürfte vornemlich bey den Einheimischen wohl ein Verlust zu rechnen seyn“.² Was die „Anlockung geschickter Männer“ zur Aufnahme einer Tätigkeit an der Akademie betraf, so wies Viereck darauf hin, daß der gegenwärtige Zustand der Finanzen eine solche als nahezu aussichtslos erscheinen ließ. Überhaupt sei die Lebensfähigkeit der Sozietät in höchstem Maße gefährdet, wenn ihr nicht eine spürbare Unterstützung seitens der Staatsmacht zuteil werde.

Die Finanzfrage erwies sich in der Tat als ein entscheidendes Problem, ohne dessen Lösung an eine Akademie großen Stils nicht zu denken war. Seinen Plan, für die Tätigkeit an der Berliner Akademie Gelehrte von Rang zu gewinnen, betrieb der König mit Vehemenz und Zähigkeit, und er ließ sich auch durch zahlreiche Ablehnungen, die ihn erreichten, nicht entmutigen. In seiner Berufungspolitik zeigte Friedrich II. dabei eine erkennbare Vorliebe für französische Gelehrte, die mit einer Geringschätzung der Leistungen deutscher Wissenschaftler einherging. Es waren nur wenige deutsche Professoren, die der Preußenkönig einer Berufung an seine Akademie für würdig hielt. Zu ihnen gehörte zuvorderst Christian Wolff, den Friedrichs Vater 1723 mit Schimpf und Schande von der Universität Halle verjagt hatte. Dem Atheismusstreit, in den Wolff von den Pietisten verwickelt wurde und der zu seiner Ausweisung aus Preußen führte, ging bereits fünf Jahre vorher eine Diskussion voraus, in der der hallesche Philosoph von seinen Gegnern als Spinozist denunziert wurde, wie Wolff selbst in einem Brief vom Jahre 1718 mitteilt. Danach war ihm bereits damals vorgeworfen worden, daß er „Gott mit zur Natur mache, indem ich die Schwere des Körpers von dem Stoß einer flüssigen Materie herhole“.³

Daß es bei diesen Angriffen gegen Wolff in Halle um die Anschuldigung, materialistische Gedankengänge zu vertreten, ging, wird auch durch eine spätere Stellungnahme des Anti-Wolffianers Leonhard Euler bestätigt, der zur Zeit der Vertreibung des Philosophen aus Preußen mit diesem enge Beziehungen unterhalten hatte. So heißt es bei Euler: „Als zur Zeit des Höchstel. Königs Herr Wolff in Halle das System der vorherbestimmten Harmonie vortrug, erkundigte sich der König nach dieser Lehre, die damals viel Aufsehen machte, und einer von den Hofleuten antwortete Sr. Majestät, daß nach dieser Lehre alle Soldaten als bloße Maschinen sr. Wenn einige davon desertierten, so wäre dieses, nach Wolffens Gedanken, eine notwendige Folge ihrer mechanischen Einrichtung, und man täte ebenso unrecht, sie zu bestrafen, als wenn man eine Maschine strafen

² Harnack, Bd. 2, S. 247.

³ Winter, *Registres*, S. 29.

wollte, weil sie diese oder jene Bewegung hervorgebracht hätte. Der König erzürnte über diesen Bericht so sehr, daß er Befehl gab, Wolffen aus Halle zu jagen, und ihn mit dem Strange bedrohte, wenn er sich dort nach 24 Stunden noch würde finden lassen. Dieser Philosoph flüchtete damals nach Marburg, wo ich ihn kurz nachher gesprochen habe“.⁴

Wolffs Ansehen als Gelehrter von europäischem Rang, das auf seinen wissenschaftlichen Leistungen beruhte, hatte durch den skandalösen Exodus aus Halle freilich nicht gelitten, sondern war nur noch größer geworden. In Marburg arbeitete sich der Gelehrte auf den ersten Platz unter den deutschen Philosophen vor, und er galt in ganz Europa als der „große Wolff“, umgeben von einer stattlichen Schülerschar, die sich aus zahlreichen Nationen rekrutierte, in ihr der nachmals berühmte Russe Michail Lomonosov.⁵ Daß König Friedrich II. gerade den in Preußen vorbelasteten und, wie sich zeigen sollte, immer noch scharf angefeindeten Philosophen Wolff, der bereits seit 1711 der Berliner Sozietät als auswärtiges Mitglied angehörte, für eine verantwortliche Tätigkeit an der Akademie zu gewinnen suchte, hatte sicher mehrere Beweggründe. Jedenfalls waren noch gegen Ende der Regierungszeit Friedrich Wilhelms I. Versuche unternommen worden, Wolff zu rehabilitieren und wieder an eine preußische Universität zu berufen. Zu diesem Zweck wurden bereits vor Regierungsantritt Friedrichs II. mehrere Briefe mit Wolff gewechselt. Der neue König, der schon als Kronprinz mit Wolff korrespondiert hatte, setzte jetzt die Bestrebungen fort, den großen Philosophen wiederzugewinnen, von dessen Gedanken er zu diesem Zeitpunkt, wie aus seinen Briefen⁶ hervorgeht, noch recht angetan war.

Friedrichs Werben um Wolff wird eröffnet durch den Brief des Königs an Propst Reinbeck vom 6. Juni 1740, in dem diesem aufgetragen wurde, die notwendigen Schritte einzuleiten, um den Marburger Gelehrten für die Berliner Akademie zu gewinnen. Reinbeck sollte Wolff dabei wissen lassen, daß der König „ihm alle raisonnablen Conditiones occordiren“ wolle. Friedrich ermahnte Reinbeck ausdrücklich: „Ich bitte Ihn, sich um des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden“.⁷

⁴ Leonhard Euler, *Briefe an eine deutsche Prinzessin über verschiedene Gegenstände aus der Physik und Philosophie. Philosophische Auswahl*. Hg. von G. Kröber, Leipzig 1965, S. 98.

⁵ Über die Zusammenhänge zwischen der deutschen und der russischen Aufklärung und das Verhältnis Wolff-Lomonosov vgl. vor allem die Arbeiten von G. Mühlfordt, *Lomonosov und die mitteldeutsche Aufklärung*, in: *Studien zur Geschichte der russischen Literatur des 18. Jh.*, Bd. 2, Berlin 1968, S. 135–213; derselbe, *Petersburg und Leipzig – zwei eng verbundene Zentren der Aufklärung*, in: *Russisch-deutsche Beziehungen von der Kiever Rus bis zur Oktoberrevolution*, Berlin 1976, S. 115–136; derselbe, *Karl F. Bahrds als radikaler Aufklärer*, in: *Jahrbuch für Geschichte des Feudalismus 1* (1977), S. 401–440, (hier sind auch die übrigen Arbeiten G. Mühlfordts verzeichnet).

Friedrich an Wolff vom 23. Mai 1740: „Seit langer Zeit lese und studiere ich Ihre Werke und bin überzeugt, dass alle, die sie gelesen haben, den Verfasser bewundern müssen“. *Briefe Friedrichs des Grossen*, Bd. 1, hg. von M. Hein, Berlin 1914, S. 164 (= Friedrich, Briefe).

⁶ Harnack, Bd. 2, S. 249.

⁷ *Ebenda*.

Reinbeck ließ Wolff sogleich das Anerbieten des neuen Königs von Preußen zugehen. In dem nicht erhaltenen Schreiben bot er Wolff die Stelle eines Kopräsidenten der Akademie an, die er neben und zusammen mit dem bereits als Präsidenten in Aussicht genommenen französischen Naturforscher und Philosophen Pierre-Louis Moreau de Maupertuis, der seit 1735 zu den auswärtigen Mitgliedern der Berliner Sozietät zählte, einnehmen sollte. Auch hatte Reinbeck bei dieser Gelegenheit eine Reihe von Namen anderer berühmter Gelehrter genannt, die für eine Berliner Akademiemitgliedschaft auserkoren waren, um dem Marburger Philosophen die Zusage zu erleichtern.

Jedoch Wolff war ein vorsichtiger und charakterlich schwieriger Mann. Eine umgehende Entscheidung in dieser für sein Gelehrten-dasein einschneidenden Angelegenheit war von ihm nicht zu erwarten. Hinzu kam, daß auch das vorangeschrittene Alter nicht spurlos an diesem bedeutenden Gelehrten vorübergegangen war, was in dessen Charakter und Gemütsverfassung deutlich zum Ausdruck kam. Die Lebensumstände Wolffs werden bereits recht deutlich aus dem ersten Antwortschreiben, das dieser an Reinbeck richtete. Zudem war Wolff aus dem im Auftrag Friedrichs II. an ihn gerichteten Brief Reinbecks nur allzudeutlich gewahr geworden, daß nicht er, sondern der Franzose Maupertuis Präsident der Berliner Akademie werden sollte. Aus dieser Sachlage schloß Wolff mit Recht, daß der König zu jenen gehörte, die sich von der Wissenschaft der Engländer und Franzosen, deren bekannter Verfechter zu dieser Zeit Maupertuis war, faszinieren ließen, waren doch deren Namen durch Maupertuis' aufsehenerregende Forschungsreise nach Lappland soeben in aller Munde. Wolff hielt von den neuen Dingen, die sich um ihn herum auf dem Gebiet der philosophischen Erkenntnis der Natur- und Weltvorgänge vollzogen, offensichtlich wenig. Demgemäß war eine Zusammenarbeit mit dem bereits als Akademiepräsident designierten Gelehrten Maupertuis, die über ein bloßes Nebeneinanderparadieren hinausging, kaum denkbar.

Wolff hat in seinem Antwortschreiben an Reinbeck die bestehende Sachlage von seinem Standpunkt aus eindeutig dargelegt. Auch die Prinzipien seines Gelehrten-daseins und seiner Persönlichkeit machte er dabei mit zum Teil recht grotesk anmutenden Argumenten klar. Ausgehend davon, daß er nur für ein zweites Präsidentenamt vorgesehen war, suchte Wolff seine Nichteignung für diese Tätigkeit vor allem mit dem Hinweis auf körperliche Schwächen zu motivieren. So läßt er wissen: „Ich bin an meinen Füßen auf eine ganz besondere Art incommodiret, daß keine Kälte daran vertragen kann, auch selbst im Sommer es mir beschwerlich ist . . . Die Geschäfte aber bey der K. Societät würden gar sehr liegenbleiben, wenn ich wegen der Witterung zuviel zu Hause bleiben müßte“. Gleichzeitig erinnerte Wolff an die Gepflogenheit der Akademie, alle Verhandlungen im Französischen zu führen, das er wohl verstehe, wenn er es lese, „aber nicht wenn es geredet wird, viel weniger selbst reden. Hingegen Herr Maupertuis redet nichts als Französisch, und wenn einer Latein redet, wird es ihm wie mir bey dem Französischen gehen. Und mit den andern Ausländern dürfte es wohl gleiche Beschaffenheit haben“.⁸

⁸ *Ebenda.*

Wolff wollte also nicht. Im übrigen waren ihm die Dinge, die sich in Berlin im Hinblick auf die Akademie anbahnten, nicht ganz geheuer. Was hatte man eigentlich vor? Er wußte es jedenfalls nicht. Ein wichtiges Argument seiner ablehnenden Haltung hatte Wolff damit begründet, daß er von Haus aus vor allem zum Hochschullehrer geeignet sei: „Wenn ich nur den Kopf durch freyes Dociren, dabey man in Action ist, munter erhalten kann, so bin ich zu aller meiner akademischen und andern Arbeit geschickt und kann mehr tun als viele andere“.⁹ Diese Tätigkeit brauche er, da sie für ihn eine wichtige Voraussetzung darstelle, um Bücher zu schreiben.

König Friedrich, der von Reinbeck über Wolffs Antwortschreiben informiert wurde, überging dessen Zurückhaltung und faßte die Ausführungen des Marburger Philosophen als Zusage auf: „Ich bin entschlossen, ihn in Berlin zum Aufnehmen der Societät der Wissenschaften zu placieren, und kann er daselbst gleichfalls seine Lectiones halten, weil es ihm an Zuhörern nicht fehlen wird“. Reinbeck teilte Wolff eifertig die Absichten des Königs mit, wobei er diesen über einige wichtige Vorhaben im Hinblick auf den weiteren Gang der Arbeiten an der Akademie informierte: „S. K. Maj. Ihre eigentliche Intention nunmehr dahin geäußert haben, daß Sie hier eine Academie royale aufrichten und in derselben von auswärtigen geschickten Männern alle Parte Philos. docieren lassen wollen, damit Junge von Adel und Andere was Rechtschaffenes lernen könnten“. Gleichzeitig denke der König an ein Palais und an ein Observatorium, das er der Akademie bauen lassen wolle. „Von dieser Academie aber wollen S. K. Maj. selbst Präses seyn, damit die Schande, welche durch den einigen Hofnarren bisher gegebenen Titel eines Präsidis . . . ausgetilget werde.“¹⁰

Noch gab Friedrich nicht auf, Wolff nach Berlin zu bekommen. Die anstößige Präsidenschaftsfrage suchte man vorerst damit aus der Welt zu schaffen, daß der König sich selbst in Vorschlag bringen ließ, was an der bestehenden Sachlage freilich nichts änderte. Auch den Neigungen des umworbenen Wolff für Lehrtätigkeit und Heranbildung wissenschaftlichen Nachwuchses sollte entsprochen werden, ebenso weitgehend den leidlichen Gehaltsforderungen, über die freilich keine beiderseits befriedigende Lösung gefunden werden konnte. So bat Wolff schließlich in seinen darauffolgenden Schreiben darum, ihn als Professor für Naturrecht und Mathematik an die Universität Halle zurückzuberufen, wo er ersprißlichere Dienste leisten könne als an der Berliner Akademie.

Auch die nachfolgenden Zusagen des Königs auf zusätzliche Ernennung Wolffs zum Geheimrat und auf Genehmigung außerordentlicher Kollegien-gelder mochten den Philosophen nicht mehr umzustimmen. Der Marburger Gelehrte ließ jetzt deutlicher als vordem durchblicken, daß ihm von verschiedenen Seiten abgeraten wurde, nach Berlin zu gehen: „Ich könnte mit Excerptis aus Briefen von allerhand Orten erweisen, daß mein Besorgen wegen der Vocation zum Dociren in Berlin nachtheilig ausgelegt werde und man eine academische Profession für honorabler hält, sogar,

⁹ *Ebenda.*

¹⁰ *Ebenda*, S. 250.

daß man in Breslau vermeinet, ich sollte in Berlin Cadets informiren“.¹¹ Von einer Mitwirkung an der Ausbildung von Militärpersonen wollte Wolff auf gar keinen Fall etwas wissen. In dieser Hinsicht zog er eine Tätigkeit als Universitätsprofessor an der preußischen Universität Halle vor, wo ihm zudem das Amt eines Rector perpetuus in Aussicht gestellt wurde. Daher erbat er nochmals seine Rückberufung an diese Universität. Im übrigen könne er auch von hier aus die Arbeiten an der Akademie zu Berlin mit unterstützen helfen. Das war offensichtlich das, was im Augenblick in der Berufungsangelegenheit Wolff von Berlin aus bewerkstelligt werden konnte. Reinbeck riet dem König, vorerst die Berufung nach Halle zu verfügen und Wolff die Titel eines Geheimrats und Vizekanzlers zu verleihen. Dannach könne man weiter sehen: „Wenn er dann erst da wäre, und es würde hernach die Academie royale hier zum Stande gebracht, so könnte Ew. K. Maj. ihn mit Erweisung einiger neuen Doucours leicht hierhaben, und er würde einen ganzen Schwarm von vornehmen und bemittelten Studiosis hierher mitbringen“.¹² Der König war mit Reinbeck Vorschlag einverstanden. So konnte Christian Wolff, der vor siebzehn Jahren von seinem Katheder weg bei Strafe des Hängens, unter Zurücklassung seiner schwangeren Frau, von Halle fliehen mußte, in vierspänniger Karosse, voraus sechs blasende Postillone und fünfzig Studenten zu Pferd, und unter Vivatrufen der ganzen Bevölkerung wieder in Halle einziehen. Damit befand sich der große Gelehrte wieder an seiner alten Wirkungsstätte. Eine begründete Aussicht, ihn doch noch über Halle nach Berlin zu bringen, bestand freilich nicht. Aber nicht nur für Wolff, sondern auch für König Friedrich II. schien sich seit diesem Zeitpunkt die Angelegenheit einer Berufung an die Berliner Akademie erledigt zu haben.

Der Hauptgrund für Wolffs Ablehnung der Akademiekandidatur lag wohl darin, daß er, bürgerliche Philosoph, nicht mit den Plänen Friedrichs II. und seiner Berater übereinstimmte. In einem eigens nur für Reinbeck bestimmten Zettel ließ Wolff folgendes mitteilen: „Ich getraue mich durch Demonstrationes zu erweisen (welches bloß im Vertrauen schreibe), daß S. Maj. Dero ruhmwürdigste Intention mit der Academie des sciences nicht erreichen werden“.¹³ Er kenne die bereits ins Auge gefaßten ausländischen Gelehrten, die König Friedrich zur Mitarbeit an der Akademie heranzuziehen gedenke, halte diese jedoch für nicht in der Lage, den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Im Falle einer Tätigkeit in Berlin würde er sich der Gefahr aussetzen, mit seiner „Ehre zu hazardiren“, und „manche unruhige Stunde“ haben.

Aus seiner Abneigung gegen Friedrichs Absichten, vor allem mit Unterstützung französischer Gelehrter eine neue Akademie ins Leben zu rufen, machte Wolff auch in anderen Briefen kein Hehl. Dabei wandte er sich besonders scharf gegen die englischen und französischen Wissenschaftler. Den Engländern hielt er vor, daß „sie zu sehr an der Imagination hängen und diese vom Verstande nicht unterscheiden können; daher fehlt es

¹¹ *Ebenda*, S. 251.

¹² *Ebenda*, S. 253.

¹³ *Ebenda*, S. 252.

ihnen durchgehend an der Solidität, wenn sie sich ausser der Mathematik wagen. Die Algebra hat sie von der Methode abgebracht, deren Einsicht man zum Philosophieren vonnöthen hat.“ So war es verständlich, daß Wolff auch wenig von Newton hielt und diesen in jeder Weise zu verkleinern suchte. Daher richtete sich auch sein ganzer Zorn gegen Maupertuis und Voltaire, die die Werke Newtons in französischen Ausgaben bekannt machten. Dem ersteren hielt er vor, daß er zu selbständigen Leistungen unfähig sei und „nichts als nachaffe“. Wolff zeigte sich davon überzeugt, daß unter Maupertuis' Leitung nur eine Akademie entstehen könne, „die bloß zur Parade ist und dadurch das Land wenig Vorteile erhalten wird“ Mit besonderer Schärfe aber ging er mit Voltaire ins Gericht, dessen gelehrte Freundin und Geliebte, Madame du Châtelet, wie Wolff schreibt, unverständlicherweise seine, d. h. Wolffs Werke ins Französische übersetzte: „Ich kann nicht zusammenreimen, wie die Madame du Châtelet so große Lust zu meiner Philosophie bezeigt und gleichwohl de Voltaire an sie noch immer so attachirt, daß er sie nicht verlassen will . . . Ich halte sie viel stärker als de Voltaire an Verstande, der als ein Poete mehr Imagination als Iudicium hat und schlecht philosophiret.“ Insgesamt waren für Wolff die französischen Gelehrten in ihren Arbeiten „viel zu flüchtig, als daß sie sich der zu Geduld überwinden könnten, welche die Demonstrationes einzusehen unumgänglich erfordert“.¹⁴

Mit diesen Stellungnahmen Christian Wolffs zur zeitgenössischen englischen und französischen Wissenschaft hoben erneut die leidenschaftlichen Kontroversen an, die bereits in der ersten Hälfte des 18. Jh. an der Berliner Akademie begonnen hatten. Im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen stand jetzt der von Friedrich II. als „doctissimus sapientissimus Wolffius“ bezeichnete Philosoph, der zu dieser Zeit an den preußischen Universitäten führende „alte Schulheld“.¹⁵

Auf Wolff weiter zu warten, hatte somit keinen Sinn. Überdies hätte Wolffs Wirken an der Berliner Akademie unausbleiblich den Eklat zur Folge gehabt. Was den anderen großen Mann anging, den Friedrich an seine Akademie ziehen wollte, Voltaire, so war dieser noch unentschlossen und, was wohl im Augenblick noch schwerer wog, unabkömmlich. Mit ihm konnte, wenn überhaupt, dann erst später gerechnet werden. Dies war das Ergebnis des Zusammentreffens des großen Franzosen mit Friedrich II. auf Schloß Moyland bei Kleve vom Jahre 1740, zu dem der König eingeladen hatte. Ein Grund für Voltaires Weigerung, unverzüglich nach Berlin zu kommen, lag wohl auch darin, daß der preußische Monarch bereits das Präsidentenamt Maupertuis zugesagt hatte, auf das auch der französische Dichterphilosoph spekulierte. Hinzu kam Voltaires Verärgerung, als sich herausstellte, daß aus dem von ihm begehrten Posten des französischen Botschafters in Berlin ebenfalls nichts wurde. So waren die Anfänge der persönlichen Beziehungen zwischen König Friedrich II. und Voltaire¹⁶ so glücklich nicht.

¹⁴ *Ebenda*, S. 254.

¹⁵ Friedrich, *Über die Erziehung*, in: *Die Werke Friedrichs des Grossen*. Bd. 8. hg. von B. G. Volz, Berlin 1913, S. 260. (Friedrich, Werke).

¹⁶ Vgl. *Briefwechsel Friedrichs des Grossen mit Voltaire*, 3 Teile, hg. von R. Koser, H. Droysen, Leipzig 1908, 1909, 1911, (Friedrich, Briefwechsel mit Voltaire).

Auch der berühmte Leidener Mathematiker und Philosoph Wilhelm Jakob van Gravesande und der Pariser Mechaniker Jean de Vaucanson lehnten ab. Ebenso konnte der Dichter Jean-Baptiste-Louis Gresset zunächst nicht gewonnen werden. Damit blieben vorerst nur Pierre-Louis Moreau de Maupertuis und Leonhard Euler. Maupertuis, der bislang keine Stellung gefunden hatte, die seinem Ehrgeiz entsprach, war von Anfang an entschlossen, dem Ruf nach Berlin zu folgen. Auch Leonhard Euler, erst dreiunddreißig Jahre alt, gleichwohl bereits im Range eines grand alébriste, Mitglied der Kaiserlich-Russischen Akademie der Wissenschaften und tätig in Petersburg, folgte dem an ihn ergangenen Ruf und wechselte nach Berlin über.

Unter diesen Vorzeichen vollzog sich der Neubeginn der Berliner Akademie der Wissenschaften zu Anfang der vierziger Jahre des 18. Jh.

